



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Reisebilder.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Reisebilder.

Aus den Pyrenäen. Von Claire v. Glümer. 2 Bde. Dessau, Kay. —

Das kleine Buch hat einen sehr wohlthuenden Eindruck auf uns gemacht. Einerseits die Treue und Correctheit der Beobachtung, die sich jeder vorgefaßten Meinung enthält und mit klaren, gesunden Augen die Dinge anschaut; andrerseits die Wärme und Innigkeit der Empfindung, die man in vielen Fällen poetisch nennen kann, verleihen diesen Bildern einen Reiz, den wir in ähnlichen Versuchen selten antreffen würden. Die Verfasserin verbindet mit der Anmuth und Innigkeit, die man wenigstens in prosaischen Werken nur bei Frauen findet, weil die Männer nicht so daran gewöhnt sind, aus sich selbst herauszugehen, eine Bildung und eine Besonnenheit, die einem Mann Ehre machen würde. Semehr unser Büchermarkt von Versuchen ähnlicher Art, die keinen Werth haben, überschwemmt wird, umsomehr halten wir es für unsre Pflicht, auf diese ungewöhnlich liebenswürdige Erscheinung aufmerksam zu machen. —

Christen und Türken. Ein Stützenbuch von der Save bis zum Eisernen Thor. Von Siegfried Kapper. Zwei Theile. Leipzig, Brockhaus. —

Das Buch ist gewissermaßen die Fortsetzung der südslawischen Bilder von demselben Verfasser, die einen verdienten Beifall gefunden haben. Im gegenwärtigen Augenblick, wo die Länder, die er bereist, ein historisches Interesse gewonnen haben, wird man seinen Wanderungen mit noch größerer Aufmerksamkeit folgen. An dem Stil hätten wir manches auszusetzen, er ist häufig sehr nachlässig und dabei zuweilen geziert. Auch die politischen Reflexionen nehmen im Verhältniß zu ihrem wirklichen Inhalt einen viel zu großen Raum ein. Aber das Auge, mit dem der Verfasser die Mannigfaltigkeit der höchst fremdartigen Eindrücke beherrscht, ist scharf und klar, und das plastische Talent, mit dem er seine Eindrücke verarbeitet, sehr bedeutend. Vielleicht der anziehendste Theil ist derjenige, welcher uns Mittheilungen aus der serbischen Volkspoesie und Volksmusik gibt. Es ist daraus zwar schon sehr viel bekannt geworden, aber der serbische Stamm scheint darin eine ganz unendliche Productivität zu entwickeln. Wir würden die eine dieser Balladen, die Geschichte von der Rache des Radul Petrowitsch hier aufnehmen, wenn sie nicht zu lang wäre. —

Ein Sommer in London. Von Theodor Fontane. Dessau, Kay. —

Vielleicht rührt der höchst unangenehme Eindruck, den dieses Buch des sonst talentvollen Verfassers auf uns gemacht hat, aus der Zusammenstellung mit dem vorigen her. Von unbefangener Auffassung der Wirklichkeit haben wir hier keine Spur. Wir befinden uns auf durchaus jungdeutschen Boden,

d. h. es kommt dem Verfasser mehr darauf an, esprit zu machen, als das, was er gesehen und erlebt, naturgetreu darzustellen. Diese Methode ist zunächst schädlich für den Inhalt, denn sie veranlaßt jeden neuen Touristen, seinem Vorgänger so leichtsinnig als möglich nachzuschwätzen und um doch etwas Eigenthümliches zu haben, ihn in gewagten und paradoxen Behauptungen zu überbieten. Am schädlichsten wirkt in dieser Beziehung der bekannte, übrigens höchst geistvolle Londoner Correspondent der Nationalzeitung ein, der sich aber in seinem Urtheil durch Hitze der Leidenschaft und durch Doctrinen so leicht befehen läßt, daß er zuweilen die ärgsten Absurditäten nicht scheut. Indes bei Herrn Bucher kann man zuweilen auch aus den Irrthümern etwas lernen, denn er hat namentlich in der Nationalökonomie bedeutende Kenntnisse und weiß wenigstens interessante Gesichtspunkte aufzufinden, wenn diese auch häufig sehr einseitig sind. Herr Fontane dagegen hat die Bildung eines lyrischen Poeten, und spricht nun, nachdem er sich ein paar Monate in London aufgehalten, mit einer Zuversichtlichkeit über die Gegenwart und Zukunft der socialen und politischen Verhältnisse Großbritanniens ab, die uns erzürnen würde, wenn sie nicht gar zu komisch wäre. Mit Recht empören wir uns gegen den Leichtsinu der französischen und englischen Touristen, die ein paar Monate sich auf deutschen Eisenbahnen herumfahren lassen, und dann ein Buch über die höhere Philosophie des deutschen Wesens zusammenschreiben. Aber wir Deutsche machen es eigentlich noch ärger. Nebenbei wäre es wünschenswerth, wenn endlich die Geckenhaftigkeit unsres Feuilletonstils aufhörte. Folgendes sollte z. B. nur noch in Modezeitungen Aufnahme finden:

„Bei uns ist der Jovf zur Mythe geworden, er existirt nur noch als Spitz- und Geißelwort für alles, was, wie die östreichische Landwehr, „nicht mitkommen kann“, und wenn Seine gelegentlich von unsren Soldaten singt: „der Jovf, der ihnen sonst hinten hing, der hängt jetzt unter der Nase“, so können wir aus diesem Wit, dessen Pointe etwas dunkel bleibt, immerhin gefallen lassen. Anders ist es mit England: es darf mit China darum streiten, wer ihn am längsten trägt. Nach den Gründen forsche wer will; ich werfe für den Liebhaber nur so hin, daß der Kaffee zu emancipiren, der Thee zu conserviren scheint.“

Ein ander Mal, als Herr Fontane über das deutsche Theater in London Bericht erstattet, macht er die Bemerkung (S. 127), daß ihn im Egmont die Freiheitstraden des letzten Actes wie etwas Verbrauchtes berührt hätten. „Ob es ein Fluch der Phrasenhaftigkeit unsrer Zeit ist, uns auch die Freude an dem verleidet zu haben, was über dem tönenden Erz und der klingenden Schelle steht, oder ob jenes Pathos vom Tod fürs Vaterland, vom Schergen- und Tyrannenthum wirklich einer Stufe angehört, die von einer politisch reifern Zeit überwunden werden mußte, lasse ich dahingestellt sein.“ Wenn der Verfasser über diesen Punkt wirklich in Zweifel wäre, so müßte man ihn bemitleiden. Aber wir sind fest davon überzeugt, daß sein Gemüth keineswegs so trocken ist, als er es darstellt; daß, wenn es darauf ankommt, für das Vaterland und

gegen die Tyrannen in die Schranken zu ziehen, er es ebensowenig an sich wird fehlen lassen, als irgendein anderer, und daß er vielleicht recht bald Gelegenheit finden wird, wenn er einmal zur lyrischen Poesie zurückkehrt, die Vaterlandsliebe und den Freiheitskampf wie ein zweiter Tyrtäus zu besingen. Aber unsren Feuilletonisten kommt es vor allem darauf an, geistreich zu sein, und sie haben aus Heine und der übrigen jungdeutschen Schule gelernt, daß man sich am bequemsten als geistreich zeigt, wenn man gemüthlos redet und dasjenige bezweifelt, was allen Menschen als heilig erscheint. Wenn das bloße Stilübungen wären, so möchte es hingehen, aber die häufige Wiederholung ähnlicher Phrasen thut doch großen Schaden. Ohne Zweifel ist Heine die bedeutendste poetische Kraft, die in Deutschland seit den letzten dreißig Jahren aufgetreten ist; aber niemals hat ein Dichter einen verderblichen Einfluß auf eine ganze literarische Generation ausgeübt. Der Eifer unsrer sogenannten politischen Dichter von 1840, die mit aller Gewalt darauf losschlagen wollten, einerlei gegen wen, war mitunter sehr komisch: aber diese Geziertheit und dieses blafte, altkluge Wesen unsrer jüngsten Dichter ist noch unendlich viel lächerlicher.

Möchte der talentvolle Verfasser durch dieses ernsthafte Wort aufmerksam gemacht werden. Wenn er sich damit begnügt, als harmloser Tourist zu erzählen, was er gesehen und gehört hat, so wird das um so besser sein, je unbefangener er es thut. Aber wenn er uns aufklären will über höhere Politik, Geschichte und Staatskunst, so genügt es nicht, ein paar Spalten Bucherscher Artikel durchzublätern, die Reminiscenzen aus denselben mit einigen Reiseanekdoten zu vermischen und „Grundsätze“ aufzustellen, wie den folgenden: „Der Engländer ist praktisch, aber ohne Menschenkenntniß“ (S. 232). Wer dergleichen unternimmt, muß ernsthafte Studien anstellen, und wenn er an die Bearbeitung derselben geht, alle die schönen Phrasen, die er früher für Feuilletons und Modezeitungen verwerthet, ohne Unterschied von sich werfen. —

Les mondes nouveaux. Voyage anecdotique dans l'océan pacifique par Paulin Niboyet. Leipzig, Alph. Dürr. —

Der Verfasser machte im Jahr 1848 seine Reise nach Südamerika und berührte dabei vorzugsweise Chili, Peru, die oceanischen Inseln und Californien. Er hat seine Reise in dem leichten, graziösen Stil beschrieben, den man bereits an ihm kennt, und das Buch gehört wesentlich in das Gebiet der Unterhaltungsllectüre, wenn es auch an einzelnen treffenden Bemerkungen über die beobachteten Zustände nicht fehlt. Zuweilen erweitern sich die Anekdoten zu ganzen Novelletten, darunter ist namentlich die eine, die Geschichte der beiden Mariquita, mit entschiedenem poetischen Talent erzählt. —

Eine Reise um die Welt von Westen nach Osten durch Sibirien und das stille und atlantische Meer. — Mit einem Titelbilde und einer Karte. —
 Alschaffenburg, Krebs. —

Der Verfasser spricht sich über sein Werkchen mit einer Bescheidenheit aus, die für einen Reisebeschreiber aus dem 19. Jahrhundert wahrhaft unerhört ist. Er hätte es nicht nöthig gehabt, denn das kleine Buch ist aus der einschlagenden Literatur eins der interessantesten, das uns in neuester Zeit vorgekommen ist, grade weil der Verfasser jede Ausschmückung, jedes Eingehen auf Dinge, die er aus der Lectüre hätte schöpfen müssen, verschmäht, und einfach aber anschaulich nur das erzählt, was er wirklich gesehen hat. — Er wurde im Frühjahr 1845 von der russisch-amerikanischen Compagnie als Arzt nach Ujan, einer kleinen Factorie am Meer von Schost, berufen, grade als er im Begriff war, zu heirathen. Das junge Ehepaar machte sich wirklich auf, und erreichte nach sechs Monaten der entsetzlichsten Strapazen seinen Bestimmungsort, wo er bis 1851 blieb und dann auf dem Seewege, über die australischen Inseln, das Cap. Horn u. s. w. nach seiner Heimat zurückkehrte. — Wer sich für menschliches Leben interessiert, wird diese Blätter nicht ohne Befriedigung aus der Hand legen. —

Oestreich und Preußen.

Die Haltung der preussischen Regierung in der orientalischen Frage hatte alle Hoffnungen, die wir auf unser Vaterland setzten, so durchkreuzt, daß es uns schien, als wären die angeborenen Sympathien in uns erblast; jene Sympathien, die uns im Jahre 1848 viel entschiedener auf die streng conservative Seite hinübergeführt hatten, als alle Scheu vor Anarchie, Communismus und wie sonst die Schreckbilder heißen, um welche sich die Freunde des Bestehenden zu Scharen pflegen, weil ihnen ein positives Gefühl fehlt. Daß wir uns aber dennoch getäuscht hatten, wenn wir glaubten, das angeborene Gefühl könne durch Ueberlegung unterdrückt werden, empfanden wir recht lebhaft, als wir die neueste östreichische Note an Preußen lasen. Mit unfrem Verstande mußten wir Oestreich vollkommen Recht geben; wir fanden alle seine Deductionen richtig; wir fanden selbst seine Sprache, obgleich unerhört in den Acten der Diplomatie, durch die Umstände erklärt und gerechtfertigt, und doch war das Gefühl, mit dem wir sie lasen, alles andere eher als das der Befriedigung. Es wird für den, der einem kleinen unhistorischen Staat angehört, schwer sein, sich von diesem Gefühl eine Vorstellung zu machen. Wie kann sich die einzelne Ziffer in den Millionen, welche den preussischen Staatsverband ausmachen,